

Eröffnungsrede zur der Ausstellung

„elementar“

Arbeiten von Angelika Beckmann und

Gernot Ehram , 06.07.-02.10.2009

Arbeits- und Sozialgericht

Fulda, 6.Juli 2009 Dr. Roland Held

Kunstkritiker aus Darmstadt

Haben die Künstler denn wenigstens eine leise Ahnung, welche Lawine sie losgetreten haben, als sie darauf verfielen, diese Ausstellung unterm Titel „elementar“ anzukündigen? Eine vage Idee davon, in welche Deutungshorizonte sie damit Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, stürzen würden, von mir als Eröffnungsredner ganz zu schweigen. Klar soll das Wort „elementar“ stehen für das Naturhafte, Urwüchsige, Grundlegende der Materialien Holz und Papier, Stoff und Farbe, daraus die Textilbilder von Angelika Beckmann, die Skulpturen von Gernot Ehram gefertigt sind. Es soll stehen für die weit in die Geschichte der menschlichen Kultur zurückreichenden Tätigkeiten einerseits des Nähens und Malens, andererseits des Sägens und Schnitzens. Es soll stehen nicht nur für die Kräfte, die der Künstler auf seinen Werkstoff ausübt, sondern ebenso für die, welche zurückstrahlen vom Werkstoff auf ihn – wie auch auf den Betrachter, den Benutzer. Nicht von ungefähr erwähne ich den letzteren. Denn je länger die Zeiträume sind, die wir, mit einem geweckten Gespür für das Elementare, zurückgehen, desto mehr verwischt sich die Grenze zwischen den Objekten der Kunst und denen der Benutzung, und sei dies in einem religiösen bzw. rituellen Kontext. Ich bin mir sicher, spätestens mit dem Wechsel des Menschen von den Höhlen zu selbstgebauten Behausungen, beispielsweise die aus Mammutknochen und Leder errichteten Unterstände oder Jurten der jagenden Nomaden, zogen Teppiche, Wandbehänge sowie größere Holzgegenstände mit ein. Zum Schutz vor Wind und Kälte, zum Draufsitzen, als Musikinstrument, als Götzenbild und, warum nicht, weil man einfach etwas schön Gestaltetes in seiner Umgebung wollte. Unterschätzen Sie nicht die ästhetischen Ansprüche unserer steinzeitlichen Vorfahren, erst recht, nachdem es gerade mal ein paar Wochen her ist, daß durch die Presse der Fund der bislang ältesten gesicherten plastischen Menschendarstellung der Geschichte ausgerechnet in Deutschland ging, der sog.

Venus vom Hohle Fels in der Schwäbischen Alb, geschaffen vor mindestens 35.000 Jahren aus einem Stück Stoßzahn.

Zurück aber zu den Werkstoffen Textil und Holz. Damals diente, was auf handwerklich elementarem Wege aus ihnen gewonnen wurde, direkt oder indirekt als Puffer gegen die Elemente. Wandbehänge und Schemel schützten vor der Kälte draußen, hielten die Wärme drinnen. Und was bewirkt derlei heute, zumal wenn es unterm Vorzeichen der Kunst auftritt? Wir können die Frage nicht beantworten, ohne die Arbeiten näher in Augenschein genommen zu haben. Was die Naturwüchsigkeit betrifft, so geht Gernot Ehrsam direkt zur Quelle. Obwohl er, nicht nur fürs Grobanlegen, die Motorsäge benutzt, die sich rasch und rabiat voranfrißt, bleibt ihm Zeit, sich in die stets individuelle Eigenart des mehr oder weniger zylindrischen Baumstamms einzufühlen, seine spezifischen Rhythmen und Energien zu erkennen und gestalterisch darauf zu reagieren, unerwartete Wirbel und Verwerfungen in die Komposition miteinzubeziehen. Denn Holz ist kein neutrales, homogenes Material. Ehrsam geht mit großzügigen, entschiedenen Eingriffen vor und bekennt: „Ich bin kein Drechsler.“ Seine fertigen Arbeiten kaschieren nicht die Doppelnatur von Vitalität und Vergänglichkeit, die dem Holz eignet, etwa wenn er hier tief einschneidet und dort wieder einen kleinen Batzen Borke stehenläßt wie eine Erinnerung, eine Natur-Signatur. Sensibilisiert dafür haben mag ihn sein eigenes Aufgewachsensein in der Rhön mit ihrer Land- und Holzwirtschaft wie auch generell sein Interesse an Pflanzen, das später in einem Studium zum Lehrer für Pflanzenproduktion mündete, nüchterner würde man vielleicht sagen: zum Lehrer für Agrarwirtschaft. „Die Sprache der Pflanzen lesen lernen“ – ein Bestreben, für das ihm ein fragiles Gänseblümchen nicht weniger tauglich ist als ein Eichenstamm. Es sind dann doch die massiven Stämme, die ihn zur Kunst auffordern. Ich sagte, er schneidet tief ein, und habe schon untertrieben. Ehrsam schachtet horizontal, diagonal, vertikal Löcher ins Holz, bis Durchbrüche entstehen, er löst den Kern heraus und schafft eine, ja mehrere Hohlformen. Daraus werden Negativvolumen, die mit den Positivvolumen des verbliebenen Stamms in spannungsvolle, stets neue Interaktion treten. Daraus wird, mit anderen Worten, ein Widerspiel von Innen und Außen ebenso wie von Glatt und Rau, Kurvig und Kantig, Emporstreben und Schwerkraftverhaftung, von Naturton und Farbakzent, Licht und Schatten, von sanfter Maserung, die das Holz von sich mitbringt, und markanter Reliefschrift, die die Zähne der Motorsäge

hinterlassen. Über den Leerraum in der Skulptur hat der britische Bildhauer Henry Moore als einer der ersten, der damit bewußt operierte, ein-mal gesagt: „Das erste Loch, das man in ein Stück [Holz] bohrt, ist eine Offenbarung.- Das Loch verbindet eine Seite mit der anderen und macht das Ganze sofort deutlich dreidimensional.- Ein Loch kann ... ebensoviel Formbedeutung haben wie eine feste Masse.“ Gelegentlich wendet Gernot Ehram seine Technik aufs Thema der menschlichen Figur an. Das bleibt heute ausgespart. Seine – weil sie so manifest, so physisch präsent sind, scheue ich mich fast zu sagen: abstrakten – Arbeiten machen vielleicht auch deutlicher, daß sie, selber Raumkörper, den sie umgebenden Raum neu sehen lassen. Oder sie entwerfen gleich ihren kompletten eigenen Raum wie die Skulptur „Wandlung“, deren Einzelteile je nach Bedarf isoliert aus dem Verbund herausgelöst arrangiert sein können oder zurückgekehrt an ihren ursprünglichen Platz im Stamm. Nach dem Prinzip eines holzgeschnitzten Schweizer Messers, für das man allerdings eine besonders geräumige Hosentasche bräuchte. Wir wissen, daß Angelika Beckmann und Gernot Ehram vereint sind durch eine lange Vergangenheit von Kooperationen, auch von Gruppenmitgliedschaft, wobei dies allerdings ihre erste Zweierschau ist. Ihre Beiträge sind nicht so kategorisch verschieden voneinander, wie man das dem Metier nach erwarten könnte. Das hat zu tun, allgemein gesprochen, mit einer gemeinsamen, nämlich jener genannten elementaren Haltung gegenüber dem jeweiligen Material. Aber konkret auch damit, daß die Künstlerin uns statt der Tapisserie als reiner Flächenkunst durchaus plastische Werte bietet. Was man zurückführen muß auf ihren ganz eigenen Weg, der seinen Ausgang einst bei der Keramik nahm und über wachsgetränkte und standfähig gemachte Filzstelen sowie mancherlei Installationen zu einer zeitgenössischen Textilkunst geführt hat. Ich habe vorhin explizit von *Textilbildern* gesprochen. Tatsächlich kombiniert Beckmann bis zu fünf Quadratmeter große Leinwandträger, die an der Wand hängen oder als Raumteiler fungieren können, mit Malerischem, das sie einmal mittels Farbe aufträgt, dann wieder als andersstoffliche Applikation anheftet oder als, soll man sagen: Implikation, einnäht. Die Arbeit „acht – unendlich“ potenziert das uns aus dem Mathematikunterricht bekannte Unendlichkeitszeichen zur komplexen Schleife, die in sich kreiselt wie das Lasso eines Cowboys, der zum Schluß nur sich selber einfängt. Was kunsthistorisch an die Action-Painting-Lackfarbschlieren eines Jackson Pollock gemahnt, entpuppt sich als säuberlich per Nadel der treuen

Pfaff-Nähmaschine eingesäumte, von Hand kolorierte und zerknitterte Papierstreifen. Mit dem schwarzen Umfeld, daraus ihr Rot und Weiß und Violett leuchtend absticht, steuert das Ganze aber auch der Tradition des Quilts eine originelle Fußnote bei. Zahlreicher sind die Arbeiten, wo die Künstlerin, oft mit der vorbereiteten Schablone, eine Art Hieroglyphenschrift auf den Stoff bringt. Überwiegend frei entwickelte Schrift-Schöpfungen, kürzelhaft seriell und robust ornamental, nur dem Reiz der formalen Abwechslung von Zacke und Welle, Kreuz und Punkt gehor-sam sowie der Spannung zwischen Eigendynamik und Einordnung in den Block. Doch ist es aufmerksamen Betrachtern nicht entgangen, daß die gleichen Elementarzeichen immer wiederkehren. „Es gab Leute“, berichtet Angelika Beckmann, „die haben sich so reinge-kniet, daß sie meinten, es sei ihnen eine teilweise Entzifferung geglückt. Und tatsächlich stecken dahinter ja bestimmte Erlebnisse, von mir übertragen in Chiffren. Aber eigentlich lege ich es nicht darauf an, daß jeder sie sofort lesen kann.“ Auch hier bewirkt wieder der Kontrast von Beweglichkeit im Detail und Aufgehobenheit im Block bzw. in einer Art von zusätzlichem Rahmen einen Gesamteindruck, der lebendig ist und zugleich ernst. Es ver-wundert nicht zu hören, daß Beckmann'sche Textilarbeiten als Paramentik einen Platz in Kirchenräumen gefunden haben. Nicht nur weil an besagten Elementarzeichen etwas von Paul Klee ist, sondern mehr noch aufgrund ihrer versatzstückhaften Serialität und geomet-rischen Gesamtkomposition könnte man die Künstlerin rückbeziehen aufs Bauhaus, wo Anni Albers mit abstrakten Bildwirkerein beschäftigt war. Per Zitat zu Wort kommen lassen aber will ich den Meister einer kosmisch-visionären Tapisserie, Jean Lurçat: „Die Bildwirkerei ist vor allem eine architektonische Sache... Der Wandteppich ist ein Gegen-stand und grundsätzlich ein Gewebe, dessen Aufgabe darin besteht, eine Wand zu beklei-den – eine Wand, die ohne diesen Schmuck eine gewisse Sinnlichkeit, Leidenschaft, ja sogar einen gewissen Zauber vermissen würde. Wenn der Mensch aber verzaubern will, pflegt er oft zu singen. Im Grunde genommen ist jedes Gedicht ein Lied – und jeder Mensch, der ein Gedicht verfaßt und mit klangreiner Stimme singt, wird seine Zuhörer ... überzeugen.“

Ich behaupte, was hier wie ein reichlich lyrischer Exkurs anmutet, läßt sich doch übertra-gen auf Kunst allgemein. Und besonders vielleicht auf Kunst, die es mit Elementarmateria-lien, Elementareingriffen, Elementarzeichen hält. Wenn wir dem Wort „Element“ etymolo-gisch nachforschen, erfahren wir zwar, daß es im

13. Jahrhundert aus dem Lateinischen ins Deutsche entlehnt worden ist, meist gleich im Plural, wo immer es um die vier Elemente der Alten geht: Feuer, Wasser, Erde, Luft, und darum, was wohl die Welt im Innersten zu-sammenhält. Aber die letzte Herkunft ist damit keineswegs geklärt. Denn eine lateinische Wurzel hat das Wort „Element“ nicht. So wird vermutet, daß es sich herleitet vom griechischen „elepanton“, „elepanta“, womit die vom Elefanten stammenden, weil aus Elfenbein gefertigten Spielbuchstaben zur Förderung des Lesenlernens bei der antiken Jugend gemeint sind. Verweist uns das nicht unerwartet, ja wunderbar zurück auf Angelika Beckmanns Hieroglyphen-Alphabet? Aber auch von der bereits erwähnten klassischen Elementenlehre aus gelangen wir weiter. Die galt übrigens nur innerhalb des mittelmeeischen Kulturraums. Die Chinesen kannten als fünftes Element das Holz, was zu Gernot Ehrens Auffassung seines Vorzugswerkstoffes als Fleisch der Natur paßt. Andererseits aber findet man bei ihm oft Formen, die sich aufflackernd und mehrzünftig entfalten gleich Flammen. Ein flammendes Fleisch also. Schlagen wir ihn also versuchsweise dem Element Feuer zu, während das Beckmann'sche Credo verdächtig nach dem Element Wasser klingt: „Ich möchte fließende Bilder schaffen, die textile Struktur aufweisen.“ Feuer und Wasser. Ist das der unterschwellige Grund, weswegen sich die beiden Künstler so gut ergänzen? Weswegen sie miteinander unverwechselbar Werke als Aggregate von Wärmeenergie und Ausdrucksträger von Bewegungsfluß und insgesamt von Vitalkraft in die Welt setzen, an denen wir als Publikum auftanken, mit denen wir uns gegen den kalten Wind der widrigen Umstände schützen können? Wie dem auch sei, ich schließe meine Rede mit dem Auszug aus einem Gedichtzyklus von jemand, der wahrhaft mit klangreiner Stimme singen konnte, aus den „Elementaren Oden“ nämlich des Chilenen Pablo Neruda. Denn irgendwie führt uns seine „Ode an das Feuer“ zurück zu den uralten Jurten, in denen es an Textilien und Hölzern keinen Mangel hatte:

„Lohendes Feuer,/kraftgeladen,/blind und voller Augen,/geschwätzig,/zaudernd und jäh,/ Stern von Gold,/Holzdieb,/schweigsamer Bandolero,/Zwiebelsieder,/berüchtigter Schurke der Funken,/tollwütiger Hund mit Zähnen eine Million,/hör mich an,/Mittelpunkt der menschlichen Hausungen,/Rosenstock unverwüstlich,/ Vernichter des Lebens,/himmlischer Vater des Brots und des Herdes,/glorreicher Ahnherr/von Werkzeug und Rad,/Blütenstaub der Metalle,/Gründer des Stahls,/hör mich an,/o Feuer.//...//So wag es denn,/verbrenne mich/nun,/hinein/in meinen

Gesang,/steig/in den Adern mir auf,/entweiche/durch meinen

Mund.“

© Dr.Roland Held, Darmstadt

2009